

risch, als sie die Begriffe aus der ostensiven Evidenz der Anschauung erwachsen läßt und so die wahrnehmbare Welt um das Reich des Denkbaren erweitert. Metaphern stehen am Anfang der Begriffsbildung.«⁴⁹

Die hier angezielte Heuristik metaphorischer Rede ist ein ausgezeichnete Forschungsgegenstand der Dialektik. Von ihr her tut sich ein ganzes Feld verschiedener fruchtbarer Fragestellungen auf: zum einen die Untersuchung der Zeugnisse dialektischen Denkens auf ihre – größtenteils nicht ausdrücklich reflektierte – konstitutive Metaphorik, die Rekonstruktion der Erfindung von Begriffen und also der Auffindung von Erkenntnissen, die dialektische Strukturen erschließen; zum anderen jedoch vor allem die Klärung und exakte Begründung des *genauen* Gebrauchs solcher fundierender Metaphern. Die Dialektik ist heute dem Vorurteil der Unwissenschaftlichkeit ausgesetzt. Einfach zu behaupten, sie begründe das Ihre in metaphorischer Rede, würde dieser verbreiteten Ansicht nur Vorschub leisten und dem philosophischen Anspruch dialektischen Denkens auf Begründung nicht gerecht. Will man die notwendigen Metaphern für die Begründung und Entfaltung dialektischen Philosophierens fruchtbar machen, so kommt zunächst alles darauf an zu zeigen, dass ihre »Bildlichkeit so genau sein muß, daß sie als Termini (besonderer Art) verwendbar werden«.⁵⁰ Im philosophischen Sinn werden Metaphern jedoch nur genau sein können, wenn sie – als ursprünglich in der Sprache gegebene Formen, in denen sich das menschliche Weltverhältnis als Reflexionsstruktur manifestiert und artikuliert – sich als sprachliche Vehikel zeigen lassen, durch die die dialektischen Grundstrukturen allererst für den Menschen wirklich und damit denkbar werden.

Die Einheit des Unterschiedenen: Zur Ontologie und Logik einer Dialektik der Metapher | Ein präziser und unabweisbar legitimer Gebrauch von Metaphern für die Begründung der Dialektik wird nur möglich, wenn er sich als eine Bedingung der Möglichkeit dialektischen Denkens erweist, also dialektische Strukturen ursprünglich *zu erkennen gibt*. Für das Problem der Sprache als Verwirklichungsform des Denkens kann man Hans Lipps' Begriff des *logos semantikos* heranziehen: »Was Worte zu

49 | Hans Heinz Holz, Stichwort »Metapher«, a. a. O., S. 381

50 | Ebd., S. 383

erkennen geben, kann überhaupt nicht sachlich fixiert bzw. als Gedanke aufgewiesen, sondern nur als Hinweis vernommen und insofern aufgenommen werden [...].⁵¹ Der *logos semantikós* ist insofern wahr, »als er die Sache sehen läßt«.⁵² Das sprachliche Zeichen steht für einen Sachverhalt, sodass die Wendung »zu erkennen geben« eben nicht bedeutet, dass das Wort den Sachverhalt unmittelbar abbildet, sondern auf seine Erkenntnis hinweist: »Das Wort *bringt* mich auf eine Sache.«⁵³ Lipps hält nun fest, dass Sprache ursprünglich aus dieser Funktion des *logos semantikós*, eine vom Ausdruck verschiedene Sache indizierend zu bezeichnen, zu verstehen ist. In diesem ausgezeichneten Sinn muss dann auch die metaphorische Semantik der Dialektik streng so aufgefasst werden, dass die notwendige Metapher auf dialektische Strukturen hinweist, also nicht unmittelbar Erkenntnis dieser dialektischen Sachverhalte ist, sondern *in der Form eines Andersseins* sie zu erkennen gibt bzw. zu erkennen *aufgibt*. Konstitutive Metaphern eröffnen ein Feld für Erkenntnis, das dann begrifflich expliziert werden muss. Sie ersetzen nicht den Begriff, sondern lassen einen Sachverhalt sehen, der dann nur in der Begriffsbildung in seinen Momenten entfaltet werden kann. Insofern denkt die Dialektik nicht in Metaphern, sondern lässt ihre Probleme in genauer Metaphorik entspringen. Der metaphorische *logos semantikós* ist eine notwendige Bedingung dialektischen Denkens. In diesem exakten Sinn wollen wir das Folgende verstanden wissen.

Die Metapher als Spiegel dialektischer Strukturen

Es würde den Rahmen dieser Abhandlung sprengen, in eine eingehende Erörterung darüber einzutreten, was Dialektik ist.⁵⁴ Für unseren Zusammenhang muss es genügen, die Grundproblematik anzugeben, innerhalb derer metaphorisches Reden ein unverzichtbares Medium dialektischen Denkens wird. Diese Grundproblematik lässt sich unmittelbar in unserer Erfahrung namhaft machen: »Seit den Anfängen der Philosophie antwortet die Aus-

51 | Hans Lipps, Untersuchungen zu einer hermeneutischen Logik (1938), in: Werke, Band II, Frankfurt/M. 1976, S. 8

52 | Ebd.

53 | Ebd.

54 | Siehe dazu den Band »Widerspiegelung« von Hans Heinz Holz in der Bibliothek dialektischer Grundbegriffe, und ders.: Einleitung, in: Einheit und Widerspruch. Problemgeschichte der Dialektik in der Neuzeit, Stuttgart, Weimar 1997, Band 1, S. 1-38

arbeitung von Formen dialektischen Denkens auf den Grundwiderspruch in unserer Erfahrung, daß wir, um überhaupt denken zu können, Identitäten (Identität/Unterschied) festhalten müssen, und daß wir zugleich dauernd die Veränderung des als identisch Gedachten, also Nicht-Identität, erleben.«⁵⁵ Dialektik ist also immer zunächst der Versuch, dieser irritierenden Grunderfahrung, dass das Eine und Selbe zugleich ein Anderes ist, im Denken begreifbar zu machen. Die Einheit von Identität und Nicht-Identität wird in zwei Grunddimensionen denkbar, in denen sich die Identität des Einzelseienden als im Anderssein Vermitteltes erweist: Jedes Identische ist in Veränderung begriffen, und es ist in andere Identische reflektiert, d. h., es steht in Beziehung zu Anderem. So sind Entwicklung und Zusammenhang die Grundbestimmungen des Seins, die es notwendig machen, Identität im Denken »festzuhalten«, denn tatsächlich löst sie sich ständig im Werden und in die Beziehungen des Seienden zum Ganzen des Seins auf.

Das Identitätsprinzip der klassischen Logik formuliert dergestalt eine für das Denken und für die praktische Orientierung im Wirklichen überhaupt notwendige Voraussetzung: Wir müssen Seiendes als Unveränderliches und vom Zusammenhang Isoliertes auffassen, um überhaupt mit ihm umgehen zu können. Die Erfahrung zeigt uns aber ständig, dass dieses Identisch-Sein ein im und für das Denken Hergestelltes ist. Für die Dialektik heißt das nun, dass sie einerseits formale Identität als denknotwendiges Moment in sich aufnehmen, zugleich aber Möglichkeiten suchen muss, das ausgeschlossene Nicht-Identische in die Struktur des Denkens zurückzuholen. Metaphorik ist eine solche Möglichkeit, die Einheit von Identität und Nicht-Identität nicht nur denkbar, sondern zugleich auch erfahrbar zu machen, woraus unmittelbar erhellt, dass metaphorisches Denken sich nicht gegen formallogische Prinzipien richtet, sondern über sie hinaus und sie ergänzend die übergreifende Einheit von Identität und Nicht-Identität zum Ausdruck bringt. Diese logische Struktur der Metapher, das Selbe im Verschiedenen und durch es hindurch zu zeigen, widerspiegelt und übergreift insofern – im Unterschied zum Identitätsprinzip der formalen Logik – das Ganze der ontologischen Struktur des Seins, wie die Dialektik es zu denken

sucht: Metaphern sind derart Vehikel für eine dialektische Konstruktion von Welt im Denken.

Identität und Differenz in metaphorischen Ähnlichkeitsverhältnissen

Indem nun Metaphern das Ähnliche durch Analogiebildung sehen lassen, sind sie sprachliche Verwirklichungen dieser dialektischen Grundproblematik: Sie drücken Übereinstimmung Verschiedener in bestimmten Merkmalen aus, indem das proportionale Verhältnis verschiedener Glieder Partialidentität vor Augen führt. Diese Besonderheit der logischen Struktur der Metapher, Identität durch Differenzen hindurch zu bilden, hat auch Ricœur festgestellt: Das »Sichtbarmachen des Ähnlichen« heißt, »die Gattung in der Differenz, nicht bereits über den Differenzen in der Transzendenz des Begriffs hervorzubringen«, sodass »die Genese des Begriffs durch die Ähnlichkeit«, die Dynamik also des Metaphorischen »durch einen Konflikt zwischen Identität und Differenz«⁵⁶ entsteht und nicht formallogisch ausgeschaltet wird. Ricœurs Vergleich der logischen Struktur begrifflichen und metaphorischen Denkens bringt ein wesentliches Moment auch der dialektischen Auffassung der Metapher ins Spiel: Die Bedingung für die Subsumierbarkeit eines Gegenstandes der Erfahrung unter einen Begriff ist Gleichartigkeit, also Übereinstimmung in der *Quantität*. Ein Teller wird unter den Begriff des Zirkels subsumierbar, wenn er rund ist. In jedem Fall jedoch blendet die logische Beziehung von Begriff und Gegenstand alle jene Eigenschaften des Gegenstandes aus der Betrachtung aus, die für den Begriffsumfang des Kreises unwesentlich sind. Jedes Urteil reduziert seinen Gegenstand notwendig auf einen im Begriffsumfang gegebenen Aspekt. Anders die Metapher: Sie bringt Verschiedene in eine Beziehung und zielt auf partielle Übereinstimmung in der *Qualität*, sodass sie nicht nur Identität, sondern auch Differenzen zu erkennen gibt.

Metaphern konstituieren immer ein *offenes Bedeutungsfeld*: Wenn man etwa vom »Rad der Geschichte« spricht, so betont die Metapher die kontinuierliche Bewegung, die der geschichtlichen Zeit und der Funktion eines Rades gemeinsam sind. Nichts kann mich jedoch davon abhalten, eine weitere Konnotation mitzudenken und im »Rad der Geschichte« auch den gepeinigten Menschen vorzustellen. Der Kontext wird ein bestimmtes *tertium comparationis* nahe legen, Konnotationen jedoch niemals *ausschließen*, denn das Wesen metaphorischen Sprechens ist nicht

extensionale Geschlossenheit, sondern intensionale Offenheit. Metaphern fassen immer eine Kernbedeutung in ein Bild, das dann in der Entfaltung der Bedeutung zu wirken beginnt. Die Bedeutung ist nicht begrifflich vorgegeben, sondern entsteht und entwickelt sich durch Korrespondenz der Unterschiede, weil die Dynamik der Metapher auf der Beziehung und also *Wechselwirkung* der Hetera beruht, in deren Entfaltung das Identische sich gibt und modifiziert.

Die logische Struktur der metaphorischen Ähnlichkeitsbeziehung ist ihrem Wesen nach *heuristisch*: Analogien lassen sich fortsetzen, sie entwickeln eine Eigendynamik, in der durch wechselseitige Bedeutungsanreicherung ein vieldeutiger Verweisungszusammenhang entsteht, der unabgeschlossen in Bewegung ist. In diesem exakten Sinn bringen Metaphern in ihrer logischen Struktur das Ganze der ontologischen Grundproblematik der Dialektik anschaulich zum Ausdruck; sie bringen Dialektik in die Erfahrung, indem sie den in sich transitorischen Zusammenhang der Dinge, die in sich durch Veränderung ständig modifizierte Totalität des Zusammenhangs des Seins durch die Herstellung unendlicher Verweisung sprachlich artikulieren. Durch diese Objektivierung des dialektischen Reflexionsverhältnisses halten Metaphern dialektische Strukturen für das Denken fest. Sie vereinigen Widersprüche und übersetzen so die unsinnliche Struktur des dialektischen Begriffs in die Mannigfaltigkeit der Erfahrung.

Nun sind Metaphern Artikulationen des Menschen und seiner Erfahrung der Welt. Sie werden folglich nicht nur Beziehungen Seiender zum Ausdruck bringen, sondern werden ihrem vollen Begriff nach nur bestimmt werden können, wenn sie zugleich auch die Beziehung des sie produzierenden Selbstbewusstseins auf die bewegte Beziehungsmannigfaltigkeit der Welt sehen lassen. Metaphern sind Ausdrucksgestalten menschlichen In-der-Welt-Seins, sie bringen die anschauliche Einheit von Selbstbewusstsein und Wirklichkeit zur Sprache und in der Sprache zur Welt. In der Analogiebildung widerspiegeln Metaphern reale Reflexionsverhältnisse, d. h. letztlich das universale In-Beziehung-Sein der Seienden im Horizont des Ganzen; als Produkte des Menschen jedoch lassen sie erkennen, dass diese Beziehungseinheit sich im Selbstbewusstsein reflektiert, d. h. nur in ihm zur Sprache kommt und also nur in der Artikulation *für uns* wirklich werden kann. *Insofern sind Metaphern Konfigurationen des Gan-*

Die Erfahrbarkeit der Dialektik durch Metaphernbildung

Die Spiegel-funktion der Metapher

zen der dialektischen Struktur der ›Reflexion der Reflexion‹: Reale Reflexionsverhältnisse, d.h. Beziehungen Seiender kommen im Selbstbewusstsein reflektiert zur idealen Darstellung. Nun ist auf den asymmetrischen Charakter der ›Reflexion der Reflexion‹ hingewiesen worden⁵⁷: Zwei Seiende stehen zueinander in einem symmetrischen Wechselwirkungsverhältnis. Wenn der Mensch als zum einen real Seiendes, zum anderen jedoch mit Selbstbewusstsein befähigtes Wesen in wirklichen Beziehungen steht, wird das Verhältnis asymmetrisch. Denn indem dann eines der Glieder des Verhältnisses seiner selbst bewusst ist, kommt die gesamte wirkliche Beziehung in ein bewusstes, d.h. ideelles Reflexionsverhältnis: Es entsteht die *ideelle* Reflexion des *materialen* Reflexionsverhältnisses und damit ein Begriff von Selbstbewusstsein, der das Subjekt nicht als absoluten Ausgangspunkt der Reflexionsbewegung auffasst, sondern als etwas, das in wirklichen und bewussteinsunabhängigen Beziehungen steht, die jedoch nur in der bewussten Reflexion *für uns* wirklich werden können.

Metaphorische Analogiebildung muss somit als exakter Ausdruck der Asymmetrie dieses selbstbewussten Reflexionsverhältnisses begriffen werden, denn sie lässt den Menschen als Teil der transitorischen Beziehungsmannigfaltigkeit der Wirklichkeit erkennen, die ihm in der metaphorischen Bildung von Beziehungen im Selbstbewusstsein ursprünglich gegeben wird. Metaphern bringen die Welt in eine bestimmte Perspektive auf den Menschen und drücken derart sein In-Sein, seine individuelle Stellung zur Welt als Bedingung für den Modus ihrer Vergegenwärtigung im Bewusstsein aus. Metaphern sprechen daher nie bloß objektive Verhältnisse aus, sondern Verhältnisse, *wie* sie sich von der subjektiven Stellung her dem Menschen darstellen. Sie sind aber deshalb nicht einfach subjektiv, denn gleichzeitig drücken sie objektive Beziehungen real Seiender aus – die gute Metapher ›trifft‹ etwas im Sein der Sache. Dieser Sachverhalt verdeutlicht nun, warum der Spiegel nicht nur eine notwendige Metapher für das Ganze des dialektischen Verhältnisses von Sein und Denken ist, sondern zugleich auch das genaue metaphorische Bild für die logische Form der Metaphorik ist, die das Ganze der komplexen ontologischen Verhältnisse ausdrückt: In der Spiegelung

57 | Hans Heinz Holz, Doppelte Reflexion und Reflexion der Reflexion, in: ders., Dialektik und Widerspiegelung, Köln 1983, S. 40–49

enthält der Spiegel nicht nur wirkliche Gegenstände und ihre Beziehungen, sondern zugleich auch seine eigene Stellung zu diesen Gegenständen und Beziehungen. Der Spiegel ist das einzige Seiende, das nicht nur in Beziehungen steht, sondern diese in der Perspektivität des Spiegelbildes zugleich *als Bild*, als etwas anschaulich Präsenzes in sich reflektiert und enthält. Deshalb kann er in *genauer* Analogie zur *notwendigen* Metapher für das Selbstbewusstsein werden: Er gibt zu erkennen, was das Selbstbewusstsein ist. Und aus demselben Grund wird man in strenger Analogie von der *Spiegelfunktion des Metaphorischen* sprechen können. Metaphern drücken Objektives in subjektiver Abwandlung aus, die sich aus der Stellung des Selbstbewusstseins im Wirklichen ergeben: Sie modifizieren unser Seinsverständnis.

An dieser Stelle wird nun die systematische Unterscheidung von determinierenden und modifizierenden Prädikaten wichtig, die König in *Sein und Denken* eingeführt und zur Klärung der formalen Struktur metaphorischen Denkens fruchtbar gemacht hat. In einer ersten Annäherung lässt sich sagen, dass determinierende Prädikate Eigenschaften eines Seienden aussagen, während modifizierende Prädikate ein Seiendes als so-Wirkendes artikulieren und also in diesem Wirken auf ein Subjekt abwandeln.⁵⁸ Wenn das Wort ›modifizieren‹ bedeutet ›etwas abändern‹ bzw. ›in seinem Modus verändern‹, so heißt dies, dass ein eigenschaftliches ›Wie‹ eines Seienden in ein bestimmtes ›Wie‹ des Wirkens dieses Seienden übersetzt wird, also die Präsenz eines bestimmten Seienden Voraussetzung für ein mögliches so-Wirken ist. Ein leer wirkendes Zimmer *ist* nicht leer, wird aber in seiner Beschaffenheit dem Eindruck von Leere irgendwie entgegenkommen.

Metaphorik ist in diesem genauen Sinn modifizierendes Sprechen. Nehmen wir den klassischen Topos als Beispiel: *pratum ridet*, die Wiese lacht. Metaphorisches Sprechen artikuliert in der Übertragung den Eindruck, den etwa eine sonnenbeschienene, kraftvoll grüne und mit Blumen bewachsene Frühlingswie-

Metaphern als
modifizierende
Prädikate

58 | Man kann sich diesen Sachverhalt an Goethes Überlegungen zur Wirkung der Farbe verdeutlichen, auf die König selbst verschiedentlich hingewiesen hat. Goethe hält fest, dass Farbeindrücke »spezifisch wirken und entschieden spezifische Zustände in dem lebendigen Organ hervorbringen müssen« (Hamburger Ausgabe, Band 13, München 1981, S. 495). Gelb ist nicht heiter, besitzt jedoch die Eigenschaft, heiter zu wirken: Der Eindruck schließt Subjekt und Objekt in der Wirkung zusammen.

se auf uns machen mag. Eine winterliche Wiese kann mit gleichem Recht eine schweigende genannt werden. Und obwohl jedermann weiß, dass Wiesen weder lachen noch schweigen können, wird niemand bestreiten, dass die beiden Reden über Wiesen sinnvoll möglich sind. Dies deshalb, weil modifizierende Rede in gewisser Weise als evozierendes Sprechen verstanden werden kann.⁵⁹ Evozieren meint ein ›Wecken‹ von Vorstellungen oder Gefühlen, wobei jedoch klar ist, dass etwas unabhängig vom Subjekt Seiendes einen Eindruck in ihm auslöst, der nur in der metaphorischen Artikulation der Wirkung zur Sprache und in ihr zur Welt kommen kann. Modifizierende Rede wird so begreifbar als ein Sprechmodus, in welchem sich das bestimmte Beschaffenheitsein des Dinges in ein davon verschiedenes so-Wirken verwandelt, das jedoch nur im Sprechen, d. h. in der Metaphernbildung überhaupt bemerkbar wird. Die Wiese lacht oder schweigt eben nur im Menschen; insofern lassen Metaphern als modifizierende Prädikate die *Verschränkung von Sein und Denken* im so-Wirken sehen, ein Umstand, der die Metaphorik ein weiteres Mal in die Mitte dialektischer Probleme stellt.

König kann die Metaphorik als Form modifizierender Rede logisch näher bestimmen, weil er Sein wesentlich als Wirken auffasst. Sein ist dabei nicht synonym mit Wirken, sondern »in seinem Grund und Wesen Wirken«.⁶⁰ Und eben als dieses Wirken ist Sein immer als ein solches gegeben, das »selber relativ ist auf das Subjekt«.⁶¹ Mit anderen Worten: Sein ist einerseits ein Selbständiges, das andererseits auf uns bezogen, d. h. im Denken reflektiert ist und nur als solches in Erscheinung tritt. »Das Sein ist wesentlich rückbezogen auf das entsprechende so-Denken. Es ist gleichsam *dessen innerer Anblick*. Wir können statt dessen

59 | In diesem Sinn hat Otto Friedrich Bollnow (1903–1991) Königs Ansatz mit Georg Mischs Theorie des evozierenden Sprechens in Beziehung gesetzt; vgl. Bollnow, Über den Begriff der ästhetischen Wirkung bei Josef König, in: Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geschichte der Geisteswissenschaften, Band 7 (1990/91), S. 13–43. Zum Begriff ›Evozieren‹ siehe auch Jörg Zimmer, Evozierendes Denken. Ein Beitrag zur philosophischen Poetik, in: Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft, 47/2(2002), S. 167–190

60 | Josef König, Sein und Denken. Studien im Grenzgebiet von Logik, Ontologie und Sprachphilosophie, Tübingen²1969, S. 28

61 | Ebd., S. 32

auch sagen, es sei relativ auf *den Gedanken-des-Seins*.⁶² Denken wird somit bestimmbar als *Eindruck-von-Sein*, nicht jedoch in dem Sinn, dass Seiendes sich nur – wie etwa im klassischen Empirismus – in ein passivisch vorgestelltes Denken gleichsam einträgt, sondern so, dass vom Denken als einem Tun etwas modifizierend dem Sein entgegenkommt: »Das fragliche Wirken wirkt sozusagen in der Richtung *auf mich zu*; es hat seinen Ausgangspunkt jenseits meiner und ist insofern von mir unabhängig. Zugleich jedoch ist die von außen kommende Bewegung dieses Wirkens notwendig gehalten und wie umfaßt von einer entgegengesetzt gerichteten Bewegung: der Eindruck offenbart, macht ansichtig.«⁶³ Wirkung ist Verschränkung dieser entgegengesetzten Bewegungsrichtungen Unterschiedener, und der Eindruck folglich das Ergebnis des Einheitspunktes dieser gegenläufigen Bewegungen. König hat diesen schwierigen Sachverhalt in die notwendige Metapher des Weckens gefasst.⁶⁴

Sein ist für uns nur da im Wirken. Es erscheint in ihm, sodass Denken als ›Erwachen‹ beide Bewegungsrichtungen der Wirkung übergreift und also Sein in sich enthält. Königs tiefeschürfende Untersuchungen rühren an die rätselhafte Grundfrage der Philosophie, wie Wirkliches in uns anwesend ist, in uns sich zum Sprechen bringt und derart sich Sein und Denken zusammenschließen. Sein offenbart sich in dieser modifizierenden Präsenz im Denken. König entwickelt somit im Begriff der modifizierenden Rede die logische Form des ins Denken reflektierten materialen Reflexionsverhältnisses. Modifizierende Rede artikuliert den ›inneren Anblick‹ des Seins im Denken, d. h., Sein erscheint und verwandelt sich in ihm. Indem nun die Metapher, wie oben entwickelt, das Ganze dieser ›Reflexion der Reflexion‹ in sich

62 | Ebd., S. 88 f.

63 | Ebd., S. 24

64 | Ebd., S. 24 f.: »Wie einer, der auf Grund eines Anstoßes erwacht, gleich sehr *sowohl von selbst, als auch durch* den Anstoß erwacht, so erhebt und rührt sich das Bewußtsein um das Wovon wie von sich aus und wie von selbst und doch zugleich unter dem Anstoß des Wirkens der Sache.« Sein ist die Ursache des Sein-Denkens, in dem Sein sich gibt und modifiziert. Vgl. auch Volker Schürmann, Die Metapher des Weckens bei Josef König, in: *Topos*, Heft 7, Dialektik-Konzepte, Bonn 1996, S. 49–75. – Zum modifizierenden Charakter des Wahrnehmens vgl. Michael Weingarten, *Wahrnehmung*, Bibliothek dialektischer Grundbegriffe, Bielefeld ²2003.

zum Ausdruck bringt, wird sie zum genuinen Medium modifizierender Rede, indem sie, im Unterschied zur determinierenden, die Beziehung aufs Sein nicht ausdrückenden Rede, die Verschränkung von Sein und Denken sprachlich verwirklicht.

Und genau in diesem Zusammenhang entwickelt König den schon genannten formalen Unterschied zwischen ›bloßen‹ und ›echten‹, d. h. denknötwendigen Metaphern: »In der determinierenden Rede beziehen wir uns in der Weise eines Nennens und Bezeichnens auf ein schon irgendwie sinnlich Gegebenes, welches – als eben ein Gegebenes – schon ohne unser Zutun *vor uns* steht. Wenn wir von solchen Dingen und Tatsachen bildhaft oder metaphorisch sprechen, so vergegenwärtigen wir uns ein uns schon Gegenwärtiges in einer *anderen* als der gewohnten Weise. Die modifizierende Rede hingegen vergegenwärtigt das, auf welches auch sie freilich sich bezieht, *ursprünglich*, d. h., nur kraft ihrer steht ihr Gemeintes *überhaupt vor uns*. Sie ist eine Art Metapher, insofern sie etwas verbildlicht; und sie ist zugleich ein eigentlicher Ausdruck, insofern wir hier nur kraft dieser Verbildlichung ein Bewußtsein von der verbildlichten Sache besitzen.«⁶⁵ In determinierender Rede, so können wir zusammenfassen, ist der Inhalt des Gedankens durch ein dem Denken äußerliches so-Seiendes bestimmt. In modifizierender Rede jedoch, die nicht ein so-Sein, sondern ein so-Wirken zum Ausdruck bringt, entspringt der Inhalt des Gedankens mit der Rede selbst: Das Gelbsein des Zimmers ist auch ohne den es aussprechenden Gedanken da; das Heiterwirken dieses gelben Zimmers entsteht erst im metaphorischen Aussprechen des Gedankens. Dieser Sachverhalt, dass die Wirkung von Sein auf das Denken nur in ursprünglicher Metaphorik gegeben sein kann, wird an Königs eigener Verfahrensweise deutlich. Er führt die notwendige Metapher des ›Weckens‹ ein, die die komplexe Struktur der Verschränkung von Sein und Denken im Denken ursprünglich zu erkennen gibt und einer logischen Analyse allererst zugänglich macht.

Im Ergebnis unserer Untersuchung lässt sich festhalten, dass die logische Formbestimmtheit der Metapher Ausdruck der ontologischen Struktur der ›Reflexion der Reflexion‹ ist. Dies bedeutet zum einen, dass man ohne Rekurs auf notwendige Metaphern die Grundproblematik der Dialektik *als Ganze* nicht erfassen und in der Folge nicht angemessen begrifflich entwickeln kann. Zum

anderen jedoch eröffnet die angesprochene Einsicht nicht nur eine systematische, sondern auch und in eins damit eine materiale Forschungsperspektive. Indem Metaphern Ausdruck der ins Selbstbewusstsein reflektierten realen Verhältnisse sind, müssen sie auch als Ausdrucksgestalten der ganzen Fülle und Mannigfaltigkeit *menschlicher Weltverhältnisse* begriffen werden. In der Metaphernbildung werden sich Menschen ihrer Beziehungen zur Wirklichkeit bewusst, in ihnen zeigen sich die Weltverhältnisse des Menschen als Selbstverhältnisse. Wir wollen daher abschließend versuchen, einige materiale Gebiete philosophischer Theorie zu skizzieren, in denen diese Dialektik der Metapher näher bestimmt werden kann.

Der anthropologische Grund des Metaphorischen | Eine unmittelbare anthropologische Dimension des Metaphorischen liegt im Sprachvermögen des Menschen begründet. Dieser Umstand allein ist allerdings noch kein zureichender Grund, die Struktur der Metapher als die Ausdrucksgestalt des Ganzen des Menschen zu interpretieren, als Lebewesen in einem spezifischen Modus in der Welt zu sein. Metaphorik ist zwar eine sprachliche Äußerungsform unter anderen, aber zugleich doch in näher zu bestimmendem Sinn als wesentliche Möglichkeit sprachlicher Vermittlung des menschlichen In-der-Welt-Seins zu begründen. Die Wirklichkeit natürlicher Sprache zeigt, dass der Mensch nicht nur dauernd neue Metaphern bildet, sondern seine Metaphorik auch in lexikalisierten Metaphern – also solchen, die als Sprachgebrauch in den Wortschatz eingehen und dann keine bewussten Metaphern mehr sind – aufbewahrt.

Deshalb drängt sich die Frage auf: Kann es für die Metaphorik als notwendige Ausdrucksgestalt menschlicher ›Reflexion der Reflexion‹ eine anthropologische Grundlegung geben? In Helmuth Plessners (1892–1985) Anthropologie der exzentrischen Position des Menschen in der Welt liegt eine Konzeption vor, von der aus ein solcher Begründungsversuch unternommen werden kann⁶⁶, weil in ihr ›Exzentrizität‹ zum Titel für die in sich reflektierte Lebensform des Menschen wird, durch die die dialektische Grundstruktur der ›Reflexion der Reflexion‹ als *conditio humana*

Was ist
Exzentrizität?

66 | Siehe Helmuth Plessner, Die Sphäre des Menschen, in: ders., Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie, Berlin, New York ³1975, S. 288–346